

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 17. August 1916

Die Schwester.

Skizze von Anna Wehnisch-Sappstein.

Wir sahen den See. Ein Kreis von Damen in modernen Seidentüchern mit Faltenröcken und Watennör-vertagen am Leibchen. Hinter dem Gitter des Antragslofes summte die Glut. Ein Bündel elektrische Birnen strömte zwischen violett geblühten Seidenfalten warmes, ruhiges Licht über den Tisch, auf dem Altmeißner Tassen und silberne Kuchenplatten glänzten.

Und wir sprachen von Kriege. . . Es war fast so, wenn sich Kinder im Federbett vorm Einschlafen Gruselgeschichten erzählen. Sie genossen die beschützte Molligkeit dann doppelt. Auch uns schmeckte der Tee. . . Wir sprachen von Kriege und den Dingen, die damit zusammenhängen. Natürlich Unannehmlichkeiten, Wir waren unzutrieben! Die hohen Butterpreise! Die Hausfrau jagte: „Man schränkt sich ja aufs äußerste ein (sie hatte sieben Damen zum Tee gegeben), aber Butter ist doch etwas, was man nicht entbehren kann!“

„Eier sind eben so unerlässlich“, erklarte Tante Mathilde, die seit Kr. egsausbruch in Schwarz geht, um anzudeuten, wie sie die Not des Vaterlandes auf den eigenen Schultern mitträgt. „Man braucht sie zum panieren, wenn man Kotelette brät, und zum Binden“, wenn man Klöße macht oder Kartoffelpuffer bäckt.“

„Kotelette sind heute ein Hochzeitsessen“, warf Fräulein Müller, die Klavierlehrerin, ein, die in Rod und Bluse gekommen war. „Meine Mutter und ich leben seit Monaten vegetarisch.“

„Ja, in einem Damenhausehalt kann man das durchführen“, seufzte Frau Reisinger. „Aber seinem Manne muß man wohl oder übel Fleisch vorsetzen. Ein Mann kann nur bei trauriger Kost existieren.“ Damit war Klärchen Müller in die Abnungslage des Altjungferntums verwiehen.

„Das Mittagsfleisch erschwingt man allenfalls. Aber der Aufschnitt“, jammerte die Tante. „Für Wurst und Schinken gibt man ein Vermögen aus.“

„Braucht man Wurst und Schinken?“ fragte die Lehrerin mit erzieherischer Eindringlichkeit.

„Soll sich ein Mann an dem zugemessenen Brot sonst füttern?“ beharrte die Juristengattin überlegen.

„Man kann es freiden, indem man Weatartoffeln einwickelt.“

„Mein liebes Kind, Sie geben gewiß sehr schöne Konzerte, aber vom Kochen verstehen Sie wohl sehr wenig; sonst wüßten Sie, wieviel Butter beim Kartoffelbraten draufgeht“, belehrte die Tante in Schwarz.

„Mama nimmt Margarine und kauft Surrogatbrot, wenn das Kriegsbrot nicht zureicht.“ Frau Dr. Schwarz ließ die Brillanten an ihren Fingern blitzen, indem sie mit dem Fingerring der Tischbede spielte, und bemerkte aus ungeschicklicher Höhe: „Ich vertrage keinerlei Surrogate. Wegen derlei revolutionären meine Nerven beim leichten Versuch.“

Dann sprach man von der Plage, die man mit den Handweibern hat, den Inzestalleuren, Klempnern, Stubenbohrern, Tapezierern, die nicht kommen, weil sie im Felde sind, und wie der ganze Haushalt dabei aus dem Geleise gerät, inadverte Vitorbohnen aus Schokolade dazu, fand daß Theater und Konzerte ein zweifelhafter Genuß seien, seit man vom Ausgang kein Auto mehr finde, sagte, daß auch die Kleiderstoffe teurer werden und daß man eigentlich diesen Sommer auf Neuanfassungen habe verzichten wollen; „aber die Modedruckerei wollte auch leben, und deshalb sei es gewissermaßen soziale Pflicht, auch der nicht eiltigen Frau.“ So heißt das neue Schlagwort ja.

Das alles redete man ergeben und gedrückt, im Innersten überzeugt davon, daß die Frau widerpruchslos dem Vaterlande ihr Opfer an persönlichem Behagen zu bringen habe. Man spürte Märtyrermenglorie an den Schläfen.

Die Unterhaltung griff nun tiefer in die persönlichen Angelegenheiten. Die erzählte von einem verwundeten Bruder, die von einem Schwager, der seit dem Angriff der Engländer an einer Gasvergiftung leidet.

Die schöne Frau Doktor brühte die beringten Hände an die Ohren. „Bitte, bitte, schonen Sie mich. Ich leide schon vom Hören so entsetzlich. Ich bin so weich angelegt, daß ich an dies Elend gar nicht denken kann, ohne einen Weinkrampf zu bekommen.“ Zur Vorsicht färlte sie ihr Gemüt, indem sie die zweite Tasse Tee mit einem Schuß Arak versetzte,

eine Matrone zwischen die Lippen schob und das Räschen, um die häßlichen Vorstellungen abzumehren, tief in den Strauß langhengiger, dunkler Rosen steckte, der in schlanter Kristallglas den Tisch schmückte.

Da trat die Schwester ein. Im grauen Leinenkleid, die Schlupfnadel aus Email mit dem Zeichen des roten Kreuzes am Kragen. Eine Verwundete der Hausfrau. Sie war eingeladen worden, um „sich zu zerstreuen“ während der kurzen Urlaubzeit. Auch wirkte es entschieden stimmungsvoll, die Runde eines Kriegsgastes mit einer Verwundetenpfliegerin zu besetzen.

Schwester Hildegard blühte in Gesundheit. Sie sah viel kerniger und frischer aus als die Damen in den seidenen Gewändern. Und kam doch direkt aus Rußisch-Polen. „Fabelhaft, was Sie für Erlebnisse hinter sich haben mögen!“ süßelten die Frauen. „Es muß ja ein schweres Amt sein, aber unendlich romantisch.“

Die Schwester blühte geradeaus vor sich hin, und ihre Augen wurde dunkel und starr. „Dies Wort habe ich mir abgewöhnt“, sagte sie nur.

„Oh — Sie sind allzu bescheiden. . . Ich bin überzeugt, daß Sie geradezu Romane erleben — so bei der Offizierspflege — in Ihrer Eigenschaft als barmherziger Engel. Wenn Sie nur erzählen wollten.“

„Bei der Offizierspflege“, wiederholte sie tonlos. „Ich habe auf der Seuchenstation gearbeitet. . . Fletentypus und Ruhr. . . es war wohl einerlei, wen ich da vor mir hatte in seiner armseligen Menschlichkeit — Offizier oder Gemeiner. Ich hatte allen die gleichen Dienste zu leisten, und die waren, von Ihrem Standpunkt aus betrachtet, meine Damen, gleichermäßen unästhetisch. Nur daß wir Schwester solche Verletzungen verletzten. Pflicht ist Pflicht.“ Frau Doktor färlte etwas mit dem parfümierten Speitzuch ein paar mal übers Gesicht. Es war doch wirklich rücksichtslos von dieser Person, solche Unterhaltung zu führen, während man bei Tisch saß.

„Sie müssen werden von Stahl haben“, sagte Tante Mathilde. „Ich bewundere Sie, mein Kind.“ Und es klang, als vollende sich erst mit dieser Anerkennung das Tun der Pflegerin.

Die aber suchte gar keine Verklärung. „Manchmal“, gestand sie einfach, „kommt zwar auch unserem eine Schwäche an. Damals im Spätsommer, als die tausend ungetragen Rußentropfen in unserer Nähe lagen — acht Tage lang — und die Fliegenplage allzu arg wurde. . . Wie schwarze Wolken waren diese Fliegenschwärme. . . Wer einschloß, den bedeckten sie wie eine Mäcke, Kranke und Gesunde, und wo ein Keller mit Eßig stand, da überzogen sie ihn zu Hunderten — und sie kamen von den erten Rußfen. Eine Woche lang hatten wir gebungert: ich lampierte mit zwölf Schweißtranten dicht hinter der Front in einem Kuhstall neben einem zerstückten Hause. Was die Ruß aus an Milch gab, war die einzige Nahrung für meine arme Soldaten. Der Arzt und ich wir teilten uns ein paar Brotkrumen die wir einem gefallen Kameraden aus dem Tornister genommen. Die Umgebung lag unter Sperrfeuer. Wir waren abgeschnitten von aller Zufuhr, hatten nicht mal Medizin. Da stieß ein Trupp versprengter Pioniere zu uns, sie hatten sich unterirdisch zu dem zerstörten Dorfe durchgearbeitet und brachten Schokolade mit, Honig, Schmalz, zwei Zettel Wurst. . . Bescheiden mich. . . und plötzlich wandelte mich etwas an, dessen ich mich noch heute schäme: Bier. Brot und Honig oder Schmalz — ich hätte meine Seligkeit dafür verkauft. Und stich mir eine Scheibe hartes Brot mit goldgelbem Honig, wohl einen halben Zoll dick. . . er duftete nach Linden. Will hineinbeißten, der Magen dreht sich mir um, mir ist, als quälten mir die Augen hervor, die so lange nichts Nektars, Appetitlich gesehen, da ruft jemand von drinnen nach mir — ich stand vorm Haus am Fenster — ein Patient, der Wasser will; ich eile hinein, habe Brot und Messer aus der Hand gelegt auf die Holzbank — und wie ich nach zwei Minuten wiedertomme, ist mein Jambisch schwarz von Fliegen. In diesem Augenblick verfielen meine Nerven. Es war das erste Mal, seit ich draußen pflegte. Ein plötzliches Schwindelgefühl riß mich in eine Ohnmacht. Sie schloßen mir Kognal ein, da tam ich wieder zu mir. . . tat meine Arbeit weiter. Aber es war doch das letzte Stück Brot gewesen, das ich hatte — und Honig. . . der Soldat wollte mir seine ganze Bläse schenken. Honig kann ich seitdem nicht mehr sehen.“

Man hörte das Knistern der Flämmchen im Ofen, das Rauschen der Seidenfalten an Kleibern und Lampenschirm. . . den verhaltenen Atem der schweigenden Frauen. Sie selber und all die schönen und kostbaren Dinge, die sie umgaben, schienen jählings kein Daseinsrecht mehr zu haben. Schenkehaft war ihnen ihr eigenes Wesen, erblüht und ihre Umwelt ihnen unsicher und wogend geworden wie ein Traum. Da drinnen war die Wirklichkeit. . . da, wo die Schwester herkam. So sah die Wirklichkeit von Millionen aus. Zurückgeworfen in die einfachsten Lebensbedingungen, ungeachtet jede Stunde vor Gefahr und Tod. . . und dennoch aufrecht im Willen und jeder Notwendigkeit gewachsen, und dies alles, selbst noch in der Erinnerung, fast als Selbstverständlichkeit empfindend — so war dies Mädchen, und so mußten sie alle sein, die anderen, wenn die eine sich nicht als Ausnahme vorkam.

Sie dachten alle schen bekommen das gleiche, die Damen am Teetisch, der mit Meißner alten Tassen, blinzelndem Silber und duftendem Kuchen besetzt. Sie hatten das Gefühl: jetzt soll man auseinandergehen ohne viele Worte.

Aber keine wollte den Anfang machen, keine sich zumeist betroffen erkennen in ihrem Lebenslauf der Nichtigkeit.

So kam es wohl, daß man nach einer Viertelstunde dennoch wieder von der Butter sprach. Sie ist ja heutzutage ein Anknüpfungspunkt geworden wie das Wetter. Und es war so gut gemeint von der Hausfrau, daß sie das Gespräch wieder darauf brachte; denn sie wollte ihren Gast ja den fatalen Eindruck verzerren machen, ihn stärken und pflegen und pappig mit guter, nahrhafter, wohlwollender Butter.

Frau Doktor stimmte zwar nicht zu. Sie meinte: „Eine Natur wie die Schwester klaras ist eigentlich zu beneiden. Die Bedauernswerten, das sind wir, denen unsere geistige Organisation es verweigert, sich jenen Entbehrungen auszuweichen. Uns fehlt die Befriedigung der Tat, und zugleich sind wir verurteilt, doch das ganze schreckhafte Echo der Geschehnisse täglich und stündlich zu vernehmen.“ Und die Getränktheit über die Rücksichtslosigkeit der Pflegerin grollte in ihrem Ton.

Die Schwester erhob sich. Die Damen atmeten auf, als sie sich verabschiedete. Es war schade gewesen, wenn die vorzüglichen Schokoladenbistuits übriggeblieben wären — und man konnte doch unmöglich jetzt in Gegenwart dieser stillen Heldin — Tante Mathilde gab ihr einen mütterlichen Kuß. „Alles Gute auf Ihrem Weg, mein liebes Kind. Sie lehren bald nach Rußland zurück? Es ist zu hoffen, daß Sie jetzt zum Frühling bessere Verhältnisse — und was ich noch jagen wollte: man soll da in den von uns besetzten Gebieten ausgezeichnete Landarbeiter billig bekommen; ich weiß das von einem Feldbauern. Wenn es Ihnen keine Mühe macht und Sie mir gelegentlich ein Feldpostfädelchen mit Butter — meine Köchin hat gestern wieder von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr vor dem Laden gefanden.“

„Vielleicht machen Sie mir und meiner Mutter vor Ihrer Abreise das Vergnügen, uns zu besuchen“, bat die Lehrerin mit plötzlicher Herzlichkeit.

Die Schwester erwiderte höflich: „Besuche, meine Damen, werde ich nirgends mehr machen. Honig zwar kann ich fortan nicht mehr essen; doch von der Butter kann ich einstuellen nicht einmal — mehr reden hören.“

— Nach der Hochzeit. Verwundete: „Was, ihr jungen Eheleute geht auch schon?“ Der Jungvermählte: „Ja Tante, wir fangen gerade an, uns näher kennen zu lernen.“

— Z e r r e u t. Herr A.: „Haben Sie schon gehört, Herr Professor, Ihr Kollege X ist gestorben?“ Professor: „Ja, man sprach heute davon, aber wissen Sie, ich glaub's nicht eher, als bis er mir es selber sagt!“

— Ein Grund. A.: „Im Gefängnis muß es doch sehr geräuschvoll sein?“ B.: „Wieso?“ A.: „Na, wo so viele brummen!“

— Dilemma. Patient: „Wie soll ich das verstehen? Mein Arzt hat mir kalte Bäder warm empfohlen.“ — K a l t b l ü t i g. Schmaroher: „Mein Herr, was halten Sie eigentlich von mir?“

„Einen gewissen Abstand. . .!“ — G l o s s e. Im Paradies der Ehe gebelben Zantäpfel am meistern.

Eine Heldentat.

Skizze von Dorothea Langard v. Langarde.

In der improvisierten Spitalsstube war es dunkel, bis auf das Flackern der Nachlichter, und still, bis auf das Stöhnen der Kranken.

Auf dem Rand eines der Betten sah ein Leichtverwundeter und blühte gespannt in das Gesicht des Kameraden, der vor ihm lag — ein Bleiches, furchtbar eingefallenes Gesicht, auf das der Tod schon sein Siegel gedrückt zu haben schien. Vor zwei Minuten hatte die heitere Stimme seines Bettgenossen Peter Landl aus dem Schlaf gewacht. Einen Brief sollte er ihm schreiben — so bat der Bleiche; er selbst konnte den Bleichen nicht mehr festhalten, und es war jemand daheim, an den er eine Botschaft zu schicken hatte. Peters eigener Arm lag wohl auch in der der Schlinge, aber es war nur sein linker Arm. So legte er einen Bogen Briefpapier auf der nächstbesten Unterlage zurecht und blühte jetzt fragend in das Gesicht des Kranken. Sie waren ja Landsleute, wenn auch erst seit gestern bekannt. Ihre Heimatstädter lagen beide in Niederösterreich, nur etliche Stunden voneinander. Diese Entbehrung hatte sie rasch näher gebracht. Doch damit ging es jetzt zu Ende.

Flüsternd begann der Bleiche inmitten der nächtlichen Stille zu sprechen, und mühsam trippelte Peters Bleistift die Worte nach:

„Mein einziges Kind.“

Dies soll Dir sagen, daß es ein Mißverständnis war, und daß ich Dir niemals bin untreu gewesen. Derjenige, der g'logt hat, ich hätte am letzten Freitag die Wahl hinter dem Heuschaber getüßt, hat g'logen. Aber ich lag nicht, denn in ein paar Stunden ist's aus mit mir — das weiß ich eh, und das ist mit der Zeit zum Küß'n. Wir tannt glauben. Damich noch hat's getan, so fortzugehen, ohne mit Dir gut zu werden, aber daß Du so was von mir glaubst, tannst, das hat mich zu viel geblöht. Aber jetzt, weiß Gott, schaut alles anders aus, und ich kann die Augen nicht schließen, ohne Dir zu sagen, daß ich Dir alles verzeiht und Dir gut bin. Geb' Gott, daß Du mit ein' andern noch glückl' wirst. Ich will's Dir vergönnen; und wenn. . .“

Schwelche waren die Sätze herausgeraten und stöckten jetzt plötzlich. Noch ein langer stehender Blick, dann senkten sich die Augenlider und tiefe Bewußtlosigkeit umfing den Sterbenden.

Mit dem unfertigen Brief vor sich sah Peter Landl noch immer am Rand des Bettes und wartete auf ein Erwachen, das nicht mehr kam.

Am nächsten Tag trugen sie den Infantesten Jakob Neuhöfer in den Ortsfriedhof hinüber, und bald darauf wurde Peter Landl in häuslicher Pflege entlassen. Auf vier Wochen lautete sein Urlaubsschein; und wie sehr er sich auch auf die Heimat freute, plagte ihn doch die Angst, daß die „Unstigen“ vor Verlauf der vier Wochen am Ende gar mit den Russen fertig werden könnten, so daß für ihn nichts mehr zu tun übrigbliebe. In seinem Kofferchen sorgfältig verwahrt, lag der unfertige Brief, der ihm bei Nachlichtschein diktirt worden war. Dieser Brief gab ihm viel zu denken; denn er hatte Jakob Neuhöfers letzten Blick eben so gut verstanden, als ob es gesprochene Worte gewesen wären.

„Schau, daß sie ihn kriegt!“ hatte dieser Blick gesagt. Und der gute Wille fehlte nicht. Aber wie das anstellen? Er wußte nicht einmal den Vornamen der Adressatin und konnte nur vermuten, daß sie in Neuhöfers engerer Heimat, das ist in Blendendorf, zu Hause sei, denn die Botschaft war ja für jemand „daheim“ bestimmt. Aber von Haus zu Haus Nachforschungen in dieser etwas distreten Sache pflegen, ging doch schwer an. Und dennoch mußte etwas geschehen, sonst würde er den sterbenden Blick des sterbenden Kameraden nicht mehr los werden.

In den ersten Tagen sah er den Blick nicht. Die Eindrücke der Heimat umfingen ihn zu stark. Aber bevor er acht Tage zu Hause gewesen, fiel ihm der Brief in die Hand, und gleich regte sich sein Gewissen. Wie wenig ausfuchtsvoll auch die Sache erschien, ein Versuch mußte gemacht werden. Nun wollte er nicht länger zögern. Es handelte sich ja nur um eine ganz kleine Eisenbahnfahrt.

Hell im herbstlichen Sonnenschein lag die freundliche Dorfstraße da. Nachdem sich Peter umgeben hatte, wendete er seine Schritte dem sa-

keren weißen Wirtschaftshaus zu, das hinter schon vergilbten Kastanienbäumen breit da stand. Um Erlundigungen einzuziehen, schien ihm das Wirtschaftshaus der geeignetste Ort. Etwas nachdenklich schritt er daher, aber nicht beim Brief wollten seine Gedanken, sondern bei der Reisefährtin, die in einer Zwischenstation eingestiegen war — ein blondes Bauernmädchen mit treuherzigen blauen Augen, in deren Tiefe ein Schatten zu liegen schien. Etwas neugierig hatte sie seine Uniform und den noch verbundenen Arm betrachtet, um dann schüchtern zu fragen, ob er direkt aus dem Krieg käme und wo er aus dem Krieg käme und wo er seine Verwundung bekommen hätte. Unwillkürlich fing er an, zu erzählen; und aufmerksam hörte sie zu, und so rasch verging die Zeit dabei, daß beide die Station beinahe verpaßt hätten, denn auch sie war in Blendendorf ausgewandert; so viel hatte er noch bemerkt, bevor sie seinen Blicken entschwand.

In der Wirtschaftsstube erwartete Peter ein beinahe festlicher Empfang. Einer von der Front! An ein Dutzend Gläser mußte er anstoßen, hundert Fragen über sich ergehen lassen, bevor er die Gelegenheit fand, den weißköpfigen Wirt in eine Ecke zu ziehen. Auf den ersten Blick hatte ihm dieser Vertrauen eingelöst. Mit dem schneeweißen Haaren und dem beinahe chriwürdigem Aussehen, schien er so etwas wie der Großvater des Dorfes zu sein.

Ob er den Jakob Neuhöfer gekannt hatte? fragte ihn Peter im Vertrauen, denn ein elementares Zartgefühl hielt ihn davon ab, die Sache öffentlich zur Sprache zu bringen. Natürlich hatte ihn der Wirt gekannt. Ein Blendendorfer, der einen anderen Blendendorfer nicht kannte, das gäbe es gar nicht. Es wußten auch schon alle, daß er auf der Verlufliste stand. Erst gestern war für ihn in der Dorfkirche eine Seelenmesse gelesen worden.

Und hatte dieser Neuhöfer — Peter sentte seine Stimme noch um einen Ton herab — viele Mädchenbekanntschaften im Dorf — nähere Bekanntschaften, wollte er natürlich wissen. War zum Beispiel jemand da, dessen Name mit dem seinen öfter genannt worden war?

Der Wirt dachte nach. Jakob Neuhöfers Name war, wie es sich nun herausstellte, mit mehr als einem Mädchenamen zusammen genannt worden. Er war das Gegenteil von einem Weiberfeind gewesen. Aber sein schlechter Mensch, fügte der Weißköpfige wohlwollend bei — nur etwas von der „leichten Seite“. Aber was die Namen betrifft, so gab es eine Auswahl. Waren keine näheren Anhaltspunkte da? Landl seufzte die Sache auseinander. Es müsse eine gewesen sein, mit der Neuhöfer in näheren Beziehungen gestanden hatte, die durch ein Mißverständnis in die Brüche gegangen waren. An diese Person hätte er eine Botschaft.

„Das dürfte wohl die Leni Burger gewesen sein“, meinte der großväterliche Wirt. „Eine Zeit lang waren sie die wie Honig miteinander, aber zuletzt sind sie aneinander vorbeigegangen, als ob nur Luft da wäre. Ja, ja, das stimmt.“

Eilig machte sich Peter auf den Weg zu dem Hause, an das er nun gewiesen wurde. Die Sache war ja viel leichter gegangen, als er zu hoffen gewagt hatte. Im Gärtchen vor dem Eingang blühten noch ein paar Georginen und im offenen Fenster erblickte er plötzlich einen Mädchenkopf, bei dessen Anblick sein Herz zuerst aufschloß und dann stillstand. Es war der seiner blonden Reisefährtin. Sollte der Brief in seiner Tasche am Ende für sie gehören?

Er hatte sich die Frage noch kaum gestellt, als auch sie ihn erkannte und ihm freundlich zunickte.

„Das ist schön von Ihnen, daß Sie sich zeigen!“ rief sie ihm entgegen. Dann in die Stube zurück: „Mutter, das ist der Soldat, der mir so viel Interessantes vom Krieg erzählt hat! — Sie kommen herein — nicht wahr?“

Zwei Minuten später sah Peter in der Bauernstube, von der ganzen Familie Burger umringt. Er wußte kaum, wie ihm geschah, kam vor lauter Erzählen nicht zu Atem. Die Augen von jung und alt waren auf ihn gerichtet, aber er sah nur die blauen Augen seiner Reisefährtin, in denen der Schatten noch immer lag. Es war eine warm anheimelnde Stunde, die er in der Stube verbrachte, und erst als er draußen war, fiel ihm der Brief ein. Schon wollte er umkehren, als er sich anders besann. Wußte er denn, ob dieses blaueäugige Mädchen wirklich die Adressatin sei? Der Wirt konnte sich

ja irren. Hatte er nicht selbst gesagt, daß es da eine Auswahl gebe? Nein — erst mußte er Gewißheit haben, und um Gewißheit zu haben, mußte er wiedertommen. Er hatte es ohnehin versprochen.

Und er kam wieder — mehr als einmal, und fühlte sich mit jedem Male heimlicher; aber die Ueberzeugung, daß der Brief für Leni gemeint war, konnte er nicht gewinnen — oder wollte es nicht. Das dritte oder vierte Mal war es, daß er, von seinem Gewissen gepeinig, sich einen Anlauf nahm und den Namen Neuhöfers aussprach. Sogleich wußte er, was er — nicht wissen wollte, denn Lenis Gesicht wurde blutrot, und ihre rosigen Lippen verzogen sich bitter.

„Neben mir nicht von dem“, sagte sie rasch, „mehr kann ich nicht tun, als für seine arme Seele beten.“

„Ja, der Brief gehört für sie!“ sagte sich Peter, und schon griff seine Hand danach, aber sie zog sich wieder zurück. Mit einem Wort konnte er die Bitterkeit verschlucken, das Andenken des Kameraden reinwaschen, und dennoch zögerte er. Denn, wenn der Tote wieder in seine Rechte trat, was hatte der Lebende noch zu hoffen? Und er wußte jetzt, daß er gehofft hatte. Schloß doch die kameradschaftliche Freundschaft der letzten Wochen so manche Möglichkeit in sich.

In einen wilden Seelenkampf verwickelt, ging Peter nach Hause. Er brachte nur den Brief zu vernichten, um Leni ewig in dem Glauben an Jakobs Untreue zu lassen, und in diesem Glauben wäre sie zweifellos leichter zu gewinnen. Im Banne der Leidenschaft schritt er die halbe Nacht im Zimmer hin und her, verfolgt — so schien es ihm — vom fliehenden Bild des Sterbenden, und dennoch beinahe entschlossen, den Brief zu unterdrücken. Erst gegen Morgen warf er sich aufs Bett und schlief ein.

Eine Stunde später weckte ihn seine Schwester mit einer Zeitung in der Hand. Die Nachricht eines neuen Sieges stand darin, und darauf folgte die Schilderung einer der vielen Heldentaten des Krieges. „Rochmals haben deutscher Mut und deutsche Treue sich bewährt“, schloß der Artikel. „Ohne Fleck auf seinem Schilde ist dieser letzte Held gefallen.“

Die Worte schienen Peter in die Augen zu springen. Er griff sich an den Kopf. War er nicht auch ein Deutscher? Und war die Tat, zu der er sich beinahe erniedrigt hätte, deutscher Treue und deutschen Mutes wert? Tiefe Scham überkam ihn. Mit einemmal wußte er, was er tun würde. Denn auch er wollte eine Heldentat verüben, wenn auch nicht auf dem Schlachtfeld. Und sollte er zum zweitenmal nicht heimkehren, so würde auch sein Schilde ohne Fleck geblieben sein.

Vor Mittag hatte er Blendendorf erreicht und stand bald darauf mit Leni allein im Garten. Dori schob er ihr den Brief förmlich in die Hand.

„Ich glaub' gewiß, daß er für Sie gehört“, sagte er hastig. „Unterzeichnet ist er nicht, aber dem Neuhöfer ist er mir diktirt worden, knapp vor seinem Ende. Die Adress' tonnt' er mir nimmer sagen.“

Etwas bleich nahm Leni den Brief, aber sie wurde immer röter, während sie ihn las.

„Warum geben Sie mir das erst jetzt? Warum nicht früher?“ fragte sie, mit verwirrten Augen endlich aufblickend.

„Weil ich ein Elender bin — weil ich nicht gewollt' hab', daß Sie an den anderen denken. Leni, können Sie mir's verzeihen?“

Ohne zu antworten, trocknete sie sich die nassen Augen. Mit dem Mut der Verzweiflung griff Peter nach ihrer Hand.

„Leni — in ein paar Tagen geh' ich wieder zur Front. Wann ich zurückkomm' — wenn ich überhaupt zurückkomm' — glauben Sie, daß Sie bis dorthin mir's werden verzeihen haben?“

Leni sagte nichts, aber ihre Hand hatte sie nicht zurückgegeben.

„Schauen Sie“, fügte Peter etwas leiser bei, „er sagt ja selber, daß er's Ihnen vergönnen tät, mit einem andern glückl' zu werb'n.“

Noch immer schwieg Leni, aber der Blick, der ihn — wenn auch durch Tränen — traf, ließ in Peters Herz die Hoffnung keimen, daß vielleicht einmal, in einer nicht zu fernem Zukunft, seine Heldentat den erhofften Lohn erhalten würde.

— Streng befolgt. „Nun, Mädchen, hast Du denn während meiner Abwesenheit hübsch gehorcht?“

„Ja, Papa, an allen Tütern.“